

Das Fräulein als Diener

Autor(en): **Ernst, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **11 (1912-1913)**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750542>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DAS FRÄULEIN ALS DIENER

NOVELLE VON PAUL ERNST

In der Touraine lebte gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein kleiner Adliger, ein Herr von Favre, mit einer großen Familie. Er war ein freundlicher Mann, der gern auf die Jagd ging und gern ein Glas Wein trank, und sich immer wunderte, wenn sich andere Leute nicht zufrieden fühlten. Sehr viele Gedanken hatte er sich nie gemacht, und wahrscheinlich dachte er nur über eine einzige Sache in seinem Leben einmal länger nach, nämlich wie er seine vielen Kinder versorgen könne.

Ein verwitweter Nachbar, gleich ihm ein guter Mann und lustiger Geselle, verlangte die älteste seiner Töchter von ihm zur Frau. Er fiel ihm vor Entzücken um den Hals und sagte: „Das war ein kluger Einfall von dir, nun bin ich doch die Sorge um France los.“ Dann teilte er seiner Tochter den Antrag mit und war auf das höchste erstaunt, als sie erklärte, einen alten Mann mit Bauch und Glatze heirate sie nicht. Er stellte ihr vergeblich vor, welch ein vorzüglicher Schütze er sei, und wie er voriges Jahr noch auf dem Anstand eine Doublette geschossen habe, einen Achtender und einen ungeraden Vierzehnder, was vielleicht in hundert Jahren nicht vorgekommen sei, wie sie ja wissen müsse. Sein Freund, dem er ihre Absage mitteilte, erklärte, sie sei vergrämt, aber er wollte ihr schon Brocken legen. So kam er denn nun öfters auf Besuch, erwähnte seine Werbung nie, und brachte ihr immer Geschenke mit, eine Halskette aus Hirschzähnen, ein kleines Schiff aus Perlmutter, in dessen Mitte man den Fingerhut stecken sollte, zwei Flaschen vorzüglichen Kognak und ähnliches. Dies ging nun ganz gut weiter; aber Herr von Favre verdarb ihm die ganze Sache durch seine Voreiligkeit, indem er auf die Idee gekommen war, er müsse seiner Tochter die väterliche Autorität zeigen.

Es war damals eine romantische Zeit, und die Romane, welche die jungen Mädchen damals lasen, handelten von Entführungen, Liebesehen, belohnter Treue, Verkleidungen und ähnlichem. Fräulein France schöpfte aus diesen Romanen die Vorstellung, dass

ihr Vater ein Tyrann sei, der sein Kind zu einem verhassten Ehebund zwingen wolle, und beschloss zu entfliehen. Da sie aus ihren Büchern auch wusste, dass ihr Geschlecht allerhand Nachstellungen ausgesetzt ist, so verschaffte sie sich männliche Kleider und machte sich also als eine Art von jungem Lakai auf den Weg, natürlich nach Paris. In einem Bündelchen trug sie etwas Wäsche; und einige Talerstücke, der Inhalt ihrer Sparbüchse, ermöglichten ihr, Essen und Unterkunft auf ihrem Wege zu bezahlen. In Paris angekommen, erkundigte sie sich nach einem Vermittler für Dienstboten; sie würde bei dem Mann, da sie keinerlei Papiere aufweisen konnte, wohl Schwierigkeiten gefunden haben; aber zu ihrem Glück wurde sie auf dem Hof, ehe sie noch das Bureau betreten hatte, von einer Dame bemerkt, welche einen jungen Diener suchte; die Dame redete sie — aber von nun an wollen wir sagen: *ihn* — an, hörte voreingenommen und wohlwollend der etwas konfusen Geschichte zu, welche François ihr vortrug, und befahl ihm gleich, sich hinten auf die Equipage zu stellen. Das tat denn François auch unter mancherlei Beschwerden; und wie der Wagen nun über das Pflaster ratterte und er hinten auf seiner schmalen Stange hoppte, sich an einem Riemen festhaltend, der doch abreißen konnte, da wurde ihm zuletzt so angst, dass ihm die Tränen kamen.

Diese Tränen bemerkte seine neue Herrin, die Marquise, als er ihr beim Aussteigen half; sie wurde so gerührt, dass sie ihn auf ihr Zimmer befahl und ihm Trost und Hoffnung einsprach. François seinerseits wurde durch diese Freundlichkeit so glücklich, dass er seine Rolle vergaß und ihr einen feurigen Kuss auf die Hand drückte. Die Marquise machte ein verlegenes Gesicht und sagte: „Man sollte meinen, ein verkleideter Liebhaber;“ dann aber fügte sie hinzu: „das gute Kind.“

Der Gedanke, dass François ein Sohn aus gutem Hause sei, der sich als Lakai verkleidet habe aus Liebe, kam der gleichfalls romantischen Marquise in der Folge noch öfter, wenn sie die guten Manieren, die Anhänglichkeit, Anstelligkeit und Bildung ihres neuen Lakaien betrachtete; und da sie noch durchaus in dem Alter war, wo Frauen eine starke Leidenschaft entfachen können, so schien es ihr in der Folge immer weniger unmöglich, dass sie selber der Gegenstand der Verehrung sei.

Indessen aber machte sich François durch seine Vorzüge im Hause Freunde und Feinde. Er tat eine Menge Arbeiten bei der Marquise, die früher die Zofe besorgt hatte, ja, zuletzt kämmte und frisierte er seine Herrin sogar. Die Zofe schwankte eine Weile, ob sie wegen der verringerten Gunst der Herrin eifersüchtig werden oder in Liebe zu dem schönen Mann entbrennen sollte, und entschloss sich endlich zu dem letzteren; da François alle Blicke, Andeutungen, Händedrucke, Lobeserhebungen nicht zu bemerken schien, und doch auch kein anderer Gegenstand seiner etwaigen Neigung bemerkbar wurde, durch den die Liebe eine Ablenkung nach der Eifersuchtsseite hätte erfahren können, so steigerte sich die Leidenschaft der Zofe naturgemäß. Aber auch die anderen weiblichen Dienstboten waren für die Reize des sittsamen Jünglings nicht unempfindlich, der so leicht errötete, die Augen meistens niedergeschlagen hatte, für jeden ein freundliches Wort wusste und mit einem Worte sich so vornehm zu benehmen verstand, dass er etwa an einem Sonntagnachmittag ohne Livree auf dem Tanzboden für einen vornehmen Herrn gelten konnte, der sich in ein dienendes Mädchen verliebt hatte.

Man kann sich vorstellen, dass sein Glück bei dem weiblichen Teil des Personals ihm bei dem männlichen schaden musste; und nicht nur diejenigen Männer waren ihm aufsäßig, die eine Neigung zu einem weiblichen Wesen hatten, das nun in den jungen Menschen vernarrt war, sondern es bildete sich eine allgemeine Eifersucht auch der unbeteiligten Männer auf das außerordentliche Glück des Jünglings heraus, die denn natürlich auch auf die Bevorzugung durch die gemeinsame Herrin ging. Und wie sich die Liebe äußerte, so äußerte sich auch der Hass; aber obwohl dessen Merkzeichen gröber waren, so schien doch François auch von dem Hass nichts zu merken.

Eine merkwürdige Beziehung hatte er zu dem jungen Marquis, einem achtzehnjährigen Jüngling, dem einzigen Sohn der Herrschaften. Wenn François freie Zeit hatte, so war er mit dem jungen Manne zusammen; die beiden Gleichaltrigen erzählten sich viel und schienen allerhand Kenntnisse auszutauschen, denn plötzlich begann der junge Marquis zu sticken und erklärte der verwunderten Mutter, dass er das von François gelernt habe; und François putzte ihm seine Gewehre und anderen Waffen.

Die Zofe hatte früher eine nicht ganz ungetrübte Liebe zu dem Jäger gehabt. Dieser, der eine wunderbar grün und goldene Uniform trug und ein flotter junger Mann war, hatte sehr viel Glück bei dem weiblichen Geschlecht und dachte noch lange nicht daran, dieses Glück durch eine Ehe zu konsolidieren; so hatte er das Schmachten der Zofe denn als einen gebührlchen Tribut angenommen, hatte sie wohl einmal abgeküsst und zu einem Stelldichein bestellt, zu dem sie dann nicht gekommen war, da seine Leidenschaft ihr nicht genügende Sicherheiten bot; aber im übrigen war er recht kaltblütig gewesen. Nun empfand er es als Kränkung, dass er durch den milchsuppigen François ausgestochen werden sollte. Er äußerte seinen Ärger zunächst in allerhand anzüglichen Spässen, indem er ihm ein Küchenmesser gab und ihm sagte, er müsse sich rasieren, die Bartstoppeln seien zu lang; oder indem er verbreitete, François habe sich außerordentlich betrunken, Streit mit der Wache bekommen und drei Häscher lebensgefährlich verletzt. Bald aber kam er, durch das Hetzen der anderen ermutigt, auf Bösartigeres.

Eines Tages erbat er sich ein vertrauliches Gespräch bei dem alten Marquis, einem harmlosen und geistig nicht sehr hervorragenden Mann, und unterbreitete ihm ein großes Aktenstück, in welchem eine Menge Taten von François mit Ort und Datum aufgeschrieben waren, als: am Ersten currentis hat François der Frau Marquise die Schuhe geputzt, was nicht seine Sache ist. An dem selben Tage hat er der Frau Marquise an ihrer Taille einen Knopf angenäht. Am Dritten currentis hat er der Frau Marquise in ihrem Schlafzimmer das Haar gewaschen, darauf mit Lavendelwasser eingerieben. So folgten noch mehrere Items: Der Marquis sah den Jäger an, der in demütiger Haltung vor ihm stand, kommandierte „Kehrt Euch!“, der Jäger wandte sich, er gab ihm einen Tritt und entließ ihn.

Wenn der Marquis auch nicht zur Eifersucht geneigt war, so fand er es doch unpassend, dass in seinem Hause Bemerkungen über seine Frau und François gemacht wurden; er sprach mit einem Freunde, welcher für ein neues Regiment rekrutierte, und veranlasste den, in der nächsten Nacht, zu einer bestimmten Stunde einen Unteroffizier und zwei Mann zu ihm zu senden, denen er den unschuldigen François als Rekruten zu überliefern gedachte.

Wie die Stunde herankam, machte er sich selber auf den Weg nach den Dienstbotenräumen, um François zu wecken und den Soldaten zu übergeben; er ging in das Zimmer mit einem Licht in der Hand, erblickte François schlafend, es war sehr heiß in dem Zimmer und die Bettdecke hatte sich verschoben, und der Marquis sah, dass François ein Mädchen war.

Noch war er belustigt über die Entdeckung, als er ein Geräusch an der Türe hörte. Er blies sein Licht schnell aus und versteckte sich hinter einem Laken, welches sauber vor die ordentlich aufgehängten Kleidungsstücke des jungen Mannes gebreitet war, damit sie nicht verstaubten. Vorsichtig mit der Hand ihr Licht beschattend trat die Zofe ein. Da sie in weniger kaltblütiger Stimmung kam wie der Marquis, so fiel ihr nicht auf, was der Marquis sogleich gesehen hatte; sie stellte ihr Licht auf den Boden, setzte sich auf den Rand des Bettes und begann laut zu seufzen. Durch diesen Seufzer erwachte François, zog erschrocken die Bettdecke hoch, erkannte die Zofe und fragte ängstlich, was sie wolle.

Die Zofe begann mit Klagen und Vorwürfen, dass sie ein anständiges Mädchen sei (hier fing sie zu weinen an) und dass niemand ihr auch nur so viel nachsagen könne, und wenn sie gewollt hätte, dann hätte sie viele Liebhaber hinter sich herziehen können, aber so eine sei sie nicht, denn man müsse doch auch an später denken; er aber, François, sei immer so hinter ihr her, dass sie mit ihm ins Gerede gekommen sei (hier weinte sie stärker), und sie habe doch gar keine Schuld daran, und er denke doch auch gewiss noch nicht ans Heiraten; sie selber freilich habe schon ihre Aussteuer zusammen, und wenn sie heirate, so habe ihre Herrin ihr versprochen, dass ihr Mann eine Anstellung bekommen solle. In dieser Art sprach die gute Zofe geläufig weiter, und ihr Fehler war nur, falls François nämlich ein Mann gewesen wäre, dass sie zu viel und ohne Unterbrechung sprach, so dass François gar nicht zu Worte kommen konnte.

Während dieser Reden bereitete sich aber etwas Neues vor. Die Zofe schlief nämlich in einem kleinen Gemach vor dem Schlafzimmer der Marquise. Vielleicht durch ein Geräusch, das sie beim Aufstehen und Ankleiden selber gemacht hatte, war die Marquise wach geworden, hatte eine kleine Zeit gelegen, war dann

auf die Idee gekommen, dass sie ein Glas Zuckerwasser trinken müsse, und hatte der Zofe geklingelt. Wie die Zofe nicht kam, war sie neugierig aufgestanden und hatte das leere Bett gefunden. Nun war ihr nicht verborgen geblieben, dass die Zofe mit François geliebäugelt hatte, und sie zog also sehr schnell den Schluss, dass sie zu François gegangen sein werde. Von den widerstrebenden Gefühlen getrieben — von Verdruss, Neugier, Eifersucht und Lustigkeit — hatte sie sich gleichfalls schnell ein Kleid übergeworfen, hatte ein Licht genommen, war zu der Kammer von François gegangen und kam gerade an, wie die Zofe im Begriff war, ihre Rede zu beendigen, weil sie alle ihre Gedanken, die sie sich eigentlich für ein Zwiegespräch mit Anklagen, Verteidigen, Beteuern und Zweifeln zurechtgelegt, nun aufgebraucht hatte.

Die Zofe schrie laut auf, François leise, und auch der versteckte Marquis hätte beinahe einen Laut der Überraschung ausgestoßen, als die Marquise in der Tür stand.

Die machte der Zofe die heftigsten Vorwürfe, dass sie ihr Haus in Verruf bringe, dass sie, die Marquise, ihren braven Eltern versprochen habe, für ihr Benehmen Sorge zu tragen, dass sie sich schämen solle, einen so unschuldigen jungen Menschen zu verführen, dass sie morgen gleich ihr Haus verlassen müsse, dass sie undankbar sei, dass der sittenstrenge Marquis sie der Polizei übergeben werde, wenn er ihre Aufführung erfahre, und ähnliches mehr, das die arme Zofe erst zu Eis erstarren und dann sich in Tränen auflösen ließ.

Inzwischen hatte der Unteroffizier mit seinen zwei Mann im Namen des Königs Einlass in das Haus verlangt; der bestürzte Pförtner hatte ihm geöffnet, schlaftrunken den Zettel gelesen, welchen der Unteroffizier ihm gegeben, und dann die rasselnden und stampfenden Männer vor das Schlafzimmer geführt, in welchem neben dem rechtmäßigen Inhaber nun schon drei Personen weilten. Vor der Tür kommandierte der Unteroffizier, ein pflichteifriger aber nicht sehr umsichtiger Mann, mit schallender Stimme „Halt!“ und „Gewehr über!“, öffnete dann die Tür, trat ein, maß die beiden Damen mit verwunderten Blicken, wendete sich zu dem im Bett liegenden François und begann ohne weitere Erklärung eine Personalbeschreibung aus der Tasche zu ziehen und laut

lesend zu vergleichen: „Augen schwarz. Nase gewöhnlich. Stirn gewöhnlich“, und wäre so fortgefahren, wenn er nicht durch das Folgende unterbrochen worden wäre. Der Pförtner, welcher neben den beiden Soldaten vor der Türe gestanden, hatte sich respektvoll und diskret in den Schatten des Ganges zurückgezogen, als er die Marquise gesehen.

Die Marquise richtete sich nach ihrer ersten Bestürzung auf und fragte den Unteroffizier: „Wer ist Er? Was will Er?“ Der Mann besann sich einen Augenblick, er hatte keine Instruktion, wie er Fragen von Damen beantworten solle, und so begann er einfach weiter zu vergleichen: „Mund gewöhnlich“, als er von der Zofe unterbrochen wurde, welche jetzt die Lage durchschaute. Sie schrie jammernd auf: „Sie holen ihn ab zu den Soldaten.“ Die Marquise fragte von neuem: „Was soll das heißen? Wie kann Er in mein Haus eindringen?“ Der Unteroffizier verglich weiter: „Besondere Kennzeichen: keine.“ Dann schnauzte er den armen François an: „Steh Er auf, Rekrut, mach' Er sich fertig.“ Die Zofe rief: „Er Unverschämter, wie kann Er denn vor Damen aus dem Bett aufstehen und sich anziehen! Wo hat Er denn seine Manieren gelernt, Unteroffizier?“ Der Unteroffizier wurde betroffen, überlegte sich den Einwurf, kam plötzlich zu einem Entschluss und kommandierte: „Die Damen aus dem Zimmer, Marsch!“

Nun war auch der Marquise der Zusammenhang klar geworden, dass ihr guter François bedroht war. Sie trat dem Unteroffizier entgegen, fragte ihn: „Weiß Er, wer ich bin?“ und verblüffte den Mann so, dass er gar nichts mehr sagen konnte als den immer ängstlicheren Ausruf: „Ich habe Befehl.“

Hier ertönte nun plötzlich ein lautes Lachen hinter dem Vorhang her, der Marquis erschien, zog den Unteroffizier zur Seite, sprach ihm eine Weile ins Ohr, der Unteroffizier salutierte, ging aus dem Zimmer, rief seinen Leuten zu: „Linksum kehrt, Marsch!“ und setzte sich mit ihnen in Bewegung, begleitet von dem erstaunten Pförtner.

Von der weiteren Auseinandersetzung im Zimmer des unschuldigen François wollen wir nichts erzählen; es möge genügen, dass der Marquis dem Unteroffizier das Geschlecht des Rekruten

hatte angeben müssen, um die schwierigen Gäste los zu werden, und dass François am nächsten Tage wieder in eine France verwandelt wurde.

France bekam nun ein reizendes Soubrettenkostüm und zeigte sich als ein so zierliches und hübsches Mädchen, dass sich alle Leute wunderten, wie sie nicht längst gemerkt hätten, dass sie kein Mann sei. Naturgemäß zog die Wandlung des Kostüms auch eine Wandlung in den Gesinnungen der anderen Dienstboten nach sich. Die Männer strichen sich schmunzelnd den Schnurrbart, zogen sich die Weste zurecht und nahmen eine straffe Haltung an, wenn sie ihr begegneten, und beurteilten alle ihre Handlungen sehr nachsichtig; die Frauen waren ihr wenig geneigt, fanden sie eine abscheuliche Kokette, die weder Herz noch Verstand hätte, und bedauerten die armen Männer, welche so blind waren, nichts von ihren üblen Eigenschaften zu merken.

Die auffälligste Wandlung zeigte sich bei dem Jäger. Dieser verwöhnte Mann wurde ganz verwirrt, als er sah, wie er gar keinen Eindruck auf France machte; er ließ seine Tressen aufbrennen, kaufte sich für sein eigenes Geld feine Stiefeln, welche beim Gehen laut knarrten, hielt sich von den übrigen Dienstboten fern, weil er, wie er France sagte, „etwas Feineres“ sei, und gelangte sogar zu Betrachtungen über Heirat und Ehe. Als er mit nichts Glück hatte, stellte er Untersuchungen über die Psychologie des Weibes an und kam zu dem Resultat, dass man Frauen im Sturm erorbern müsse. Diesen Sturm beschloss er auszuführen, indem er France nachts in ihrem Zimmer überraschte.

Gleichzeitig aber war auch der Marquis nicht unempfindlich gegen Frances Reize geblieben. Zwar war er eigentlich im Grunde ein ruhiger und verständiger Mann, der überflüssigen Aufregungen gern aus dem Wege ging und schon durch seine Frau genügend belästigt wurde; allein es war damals die galante Zeit, und da gehörten Liebesabenteuer nun einmal mit zum Leben, besonders bei solchen Leuten, die sonst nichts weiter vorzunehmen hatten. So dachte er, weil das hübsche Mädchen nun bei ihm im Hause war, er müsse eine Liebschaft mit ihr beginnen; und weil er keine besondere Übung hatte, so kam er auf die selbe Idee einer nächtlichen Überraschung wie sein Jäger.

Nun wollte es der Zufall, dass Herr und Jäger sich in der selben Nacht vor der verschlossenen Tür Frances trafen. Die Verlegenheit bei beiden war groß; der Marquis, der sich als Herr am leichtesten aus der Sache ziehen konnte, weil er ja nicht gefragt werden durfte, sagte strafend zu dem Jäger: „Was tust du hier?“ Diesem fiel in der Verzweiflung keine andere Ausrede ein, als dass er sagte, er habe Zahnschmerzen. Froh über die Ablenkung, verbreitete sich der Marquis gütig über allerhand Mittel gegen Zahnweh und schloss damit, das beste sei immer, wenn man den kranken Zahn ziehen lasse. Hierauf dankte der Jäger untertänigst für den guten Rat, und die beiden gingen auseinander.

France hatte zitternd hinter ihrer Türe das Zwiegespräch mit angehört. Am anderen Tage sprach sie mit dem jungen Marquis, dass sie alle ihre Bedenken aufgeben, die sie bis dahin gehabt, ging dann zu ihrer Herrin und gestand ihr, dass sie ein Mädchen von Stande sei, das ihrem Vater entfliehen musste, weil er sie zu einer Heirat mit einem ungeliebten Mann zwingen wollte. Die Marquise war entzückt durch die außerordentliche Geschichte, schloss sie in ihre Arme, küsste sie, nannte sie ihr liebes Kind, versprach, sie gegen ihren Vater zu beschützen, und dachte sich aus, wie rührend sie das Ganze ihren Freundinnen weiter erzählen werde. Gleichzeitig sprach der junge Marquis mit seinem Vater, aber dieses Gespräch dauerte nicht so lange, war auch nicht so erfreulich.

Der Marquis kam in ziemlichem Ärger zu seiner Gemahlin, und als er die beiden so vertraut sah, steigerte sich der Ärger zu Reden und Vorwürfen: „Ich habe es ja immer gesagt, dein Sohn wird uns noch Kummer und Leid machen“; wie andere Väter sagte er nämlich „mein Sohn“, wenn etwas Angenehmes mit dem jungen Manne geschehen war, und „dein Sohn“, wenn er sich über ihn ärgerte. „Gehen Sie hinaus, France“ fuhr er fort. „Sie ist ein Fräulein von Favre“, erwiderte ihm seine Gattin. Der Marquis geriet ohne sichtlichen Grund in Zorn und rief: „Bin ich Herr in meinem Hause oder nicht?“ France wischte sich mit ihrem Soubretschürzchen die Augen und entwich aus dem Zimmer mit einem zierlichen Knicks. Der Marquis sah ihr etwas besänftigt nach und sprach: „Hübsch ist sie ja, mein Junge

hat schließlich doch wenigstens einen ganz guten Geschmack.“ Dann erzählte er der Marquise, ihr Sohn habe ihm erklärt, er wolle France heiraten, die in Wirklichkeit kein Dienstmädchen, sondern ein adeliges Fräulein sei.

Wenn ein Dichter so schlecht motivieren wollte wie das Leben, so würde es ihm übel ergehen. Der Marquis hatte eigentlich gar keinen vernünftigen Grund, über die Wahl seines Sohnes entrüstet zu sein. Natürlich wünschte er, wie alle Väter, dass der Sohn eine reiche Frau heiraten solle, aber der Wunsch war gänzlich töricht, denn er selber war so wohlhabend, dass er Zeit seines Lebens noch nie über ein Drittel seiner Einnahmen gebraucht hatte. Wenn man durchaus eine Erklärung für sein Verhalten haben will, so stelle man sich vor, dass er sich einfach wegen jenes nächtlichen Unternehmens schämte, wo er den Jäger getroffen hatte, und dass ihm bei der allgemeinen Unklarheit, die er über seine Beweggründe hatte, das nicht klar wurde. Jedenfalls war er wegen der Sinnlosigkeit seines Widerstandes gerade besonders polternd, wie das wohl immer so geht.

Die Marquise, welche sich innerlich gleich auf die Seite des Liebespaares stellte, beruhigte ihn mit allerhand klugen Reden und erklärte ihm, dass man vor allem den alten Herrn von Favre benachrichtigen müsse, der ja dann schließlich kommen und, wenn es nicht anders sein solle, seine Tochter mitnehmen könne. Hiermit war der Marquis einverstanden.

Unterdessen saßen die beiden Liebenden weinend zusammen. Der junge Marquis schlug eine Entführung vor, um die Eltern vor die vollendete Tatsache zu stellen. France schüttelte den Kopf und sagte, ein anständiges Mädchen dürfte so etwas nicht tun, denn wenn sie dann später wirklich verheiratet seien, so werde er immer denken, dass sie eine leichtfertige Person sei, und das könne das Familienglück stören.

Der junge Mann hatte aber seinen Gedankengang nun einmal auf den Plan mit der vollendeten Tatsache gerichtet. Er kam auf eine andere Fassung. Er wollte seinem Vater vormachen, dass sie bereits eine Gewissensehe eingegangen seien, in der festen Annahme, dass kein Hinderungsgrund gegen eine Verheiratung vorliege, und dass er nun als Ehrenmann sein Wort einlösen müsse, wenn er France nicht der Schande überlassen wolle.

France müsse seine Erfindung unterstützen durch eine künstliche Veränderung ihrer Figur.

Auch dieser Plan war France sehr peinlich, aber es fielen ihr keine richtigen Gründe gegen ihn ein, und da ein armes liebendes Mädchen zuletzt doch immer das tut, was der Geliebte verlangt, so sagte sie endlich schluchzend ja zu seinem Vorschlag.

Der alte Herr von Favre kam auf die Nachricht der Marquise sofort an. Er weinte vor Rührung, Kummer und Freude, wie er seine France wohlbehalten wieder sah, und sagte nur immer: „Weshalb bist du denn fortgegangen? Hast du es denn nicht gut gehabt bei deinem Vater? Auf den Anstand kann man ja keine Weiber mitnehmen, weil die nicht ruhig sein können, aber auf die Hasen- und Hühnerjagd hast du doch immer mitkommen dürfen, wenn du gewollt hast, und hast zusehen dürfen, wie wir schossen!“

Inzwischen hatte der junge Marquis seinem Vater das Geständnis gemacht, der Vater aber versteifte sich immer mehr, und erlärte, wie ein tyrannischer Familienvater auf der Bühne: „Der König ist Herr in Frankreich, der Marquis von Poincaré ist Herr in seiner Familie.“

Über diese Verhandlungen kam zufällig der gute alte Herr von Favre, der mit seiner lärmenden Dankbarkeit dem Marquis wieder einmal die Hand schütteln wollte. Zu spät merkte der Marquis, dass er in seiner Gegenwart zu viel gesagt hatte; Herr von Favre zuckte zusammen, wirbelte seinen Schnurrbart, und rief im eisenfresserischsten Ton von der Welt: „Der junge Herr Marquis wird von mir hören“, und mit beunruhigender Kaltblütigkeit fügte er hinzu: „Ich habe in meiner Jugend manchen abgestochen.“

Der alte Marquis, der in seiner Jugend niemanden abgestochen hatte, wurde entsetzt über die Gefahr, die seinem einzigen Sprössling drohte, und ohne jedes weitere Bedenken rief er: „Ich gebe ja schon meine Einwilligung.“ Der alte Favre rief seine Tochter und sprach zu ihr: „Der Herr Marquis gibt uns die Ehre, um die Aufnahme seines Sohnes in unsere Familie zu ersuchen. Küsse ihm die Hand.“ France tat es. Ihr Vater fuhr fort: „und was muss ich von dir hören? Sind das die Früchte

meiner Erziehung? Unglückliche, die Folgen Deines Leichtsinnes sind schon deutlich zu bemerken!“ France wurde feuerrot und entfloh aus dem Zimmer.

Die Umstände erforderten, dass die Hochzeit beschleunigt wurde. France erschien in einem weißen Seidenkleid, so eng geschnürt und so schmal in der Taille, wie ein junges Mädchen nur sein kann. Ihr Vater betrachtete sie argwöhnisch, sie stürzte weinend in seine Arme. Der Bräutigam erzählte ihre gemeinsame List; der alte Marquis machte ein sauersüßes Gesicht, die Marquise lächelte verständnisvoll, der alte Herr von Favre aber brach in ein lautes Lachen aus und rief: „Du bist mein rechtes Kind! Das war ja doch auch ganz unmöglich, dass meine Tochter sich so betragen konnte!“



HERBSTBEGINN

Der Herbst streut weiße Nebel aus,

Es kann nicht immer Sommer sein!

Der Abend lockt mit Lampenschein

Mich aus der Kühle früh ins Haus.

Bald stehen Baum und Garten leer,

Dann glüht nur noch der wilde Wein

Ums Haus, und bald verglüht auch der;

Es kann nicht immer Sommer sein.

Was mich zur Jugendzeit erfreut,

Es hat den alten frohen Schein

Nicht mehr und freut mich nimmer heut —

Es kann nicht immer Sommer sein.

O Liebe, wundersame Glut,

Die durch der Jahre Lust und Müh'n

Mir immer hat gebrannt im Blut —

O Liebe, kannst auch du verglüh'n?

HERMANN HESSE